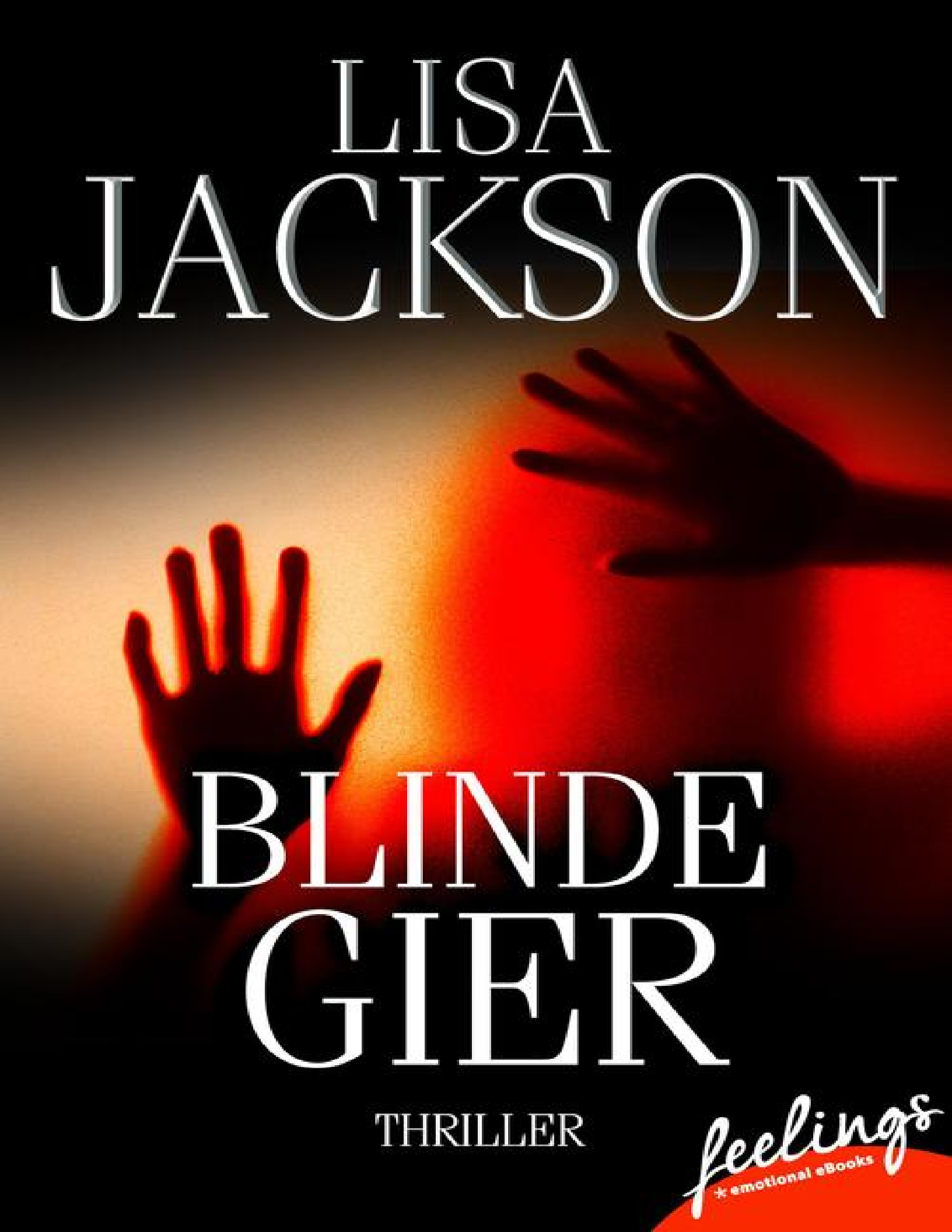




LISA
JACKSON

BLINDE
GIER

THRILLER

feelings
* emotional eBooks

Lisa Jackson

Blinde Gier

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Kristina Lake-Zapp

Über dieses Buch

Spannend, fesselnd, sinnlich: Romantic Thrill von Bestsellerautorin Lisa Jackson!

Lake Arrowhead, Kalifornien: Die Familienpatriarchen der Baulöwen Taggert und Holland sind verfeindet bis in den Tod und bieten sich einen erbitterten Konkurrenzkampf im Erbauen von luxuriösen Ferienresorts. Neal und Mikki Taggert haben drei Kinder - den skrupellosen, macht- und geldhungrigen Weston, den sensiblen Harley und die psychisch geschädigte Paige sowie mehrere Kinder aus Neals Affären. Dutch und Dominique Holland haben drei äußerst attraktive Töchter - die kühle, karrierebedachte Miranda, die romantische Claire und die rebellische Tessa. Trotz strikter Verbote und Drohungen väterlicherseits verlieben sich Harley und Claire ineinander und verloben sich. Bevor Claire die Verlobung lösen kann, denn sie und der Außenseiter Kane Morgan lieben sich, stirbt Harley. Ermordet auf dem Boot der Taggerts. Wer der Mörder ist bleibt ungeklärt. 16 Jahre später ermitteln ein Privatdetektiv und Kane Morgan, inzwischen Journalist, den Fall neu und enthüllt ein Netz aus Lügen, Vergewaltigung und Mord...und der Täter giert nach seinem nächsten Opfer.

feelings-Skala (1=wenig, 3=viel):

Erotik: 3, Spannend: 3, Gefühl: 1

»Blinde Gier« ist ein eBook von feelings*emotional eBooks.
Mehr von uns ausgewählte romantische, prickelnde,
herzbegeglückende eBooks findest Du auf unserer Facebook-
Seite: www.facebook.de/feelings.ebooks Genieße jede
Woche eine neue Liebesgeschichte - wir freuen uns auf
Dich!

Inhaltsübersicht

Widmung

Teil eins

- Prolog
- Kapitel eins
- Kapitel zwei
- Kapitel drei
- Kapitel vier
- Kapitel fünf

Teil zwei

- Kapitel sechs
- Kapitel sieben
- Kapitel acht
- Kapitel neun
- Kapitel zehn
- Kapitel elf
- Kapitel zwölf
- Kapitel dreizehn
- Kapitel vierzehn
- Kapitel fünfzehn
- Kapitel sechzehn
- Kapitel siebzehn
- Kapitel achtzehn

- Kapitel neunzehn
- Kapitel zwanzig
- Kapitel einundzwanzig
- Kapitel zweiundzwanzig

Teil drei

- Kapitel dreiundzwanzig
- Kapitel vierundzwanzig
- Kapitel fünfundzwanzig
- Kapitel sechsundzwanzig
- Kapitel siebenundzwanzig
- Kapitel achtundzwanzig
- Kapitel neunundzwanzig
- Kapitel dreißig
- Kapitel einunddreißig
- Kapitel zweiunddreißig
- Kapitel dreiunddreißig
- Kapitel vierunddreißig
- Epilog

*Für Anita. Literaturagentin. Mentorin. Freundin.
Du wirst vermisst, aber niemals vergessen.*

Teil eins
1996

Prolog

Miststück.« Harley Taggert war betrunken, aber noch nicht betrunken genug. Er brauchte eine weitere Flasche Champagner, um den Schmerz zu betäuben, der tief in seine Seele schnitt. Stolpernd tastete er sich über das Deck des Segelboots, das seinem Vater gehörte. Die Nacht war klar, der salzige Geruch des Ozeans stieg ihm in die Nase, das Boot schaukelte sanft gegen den Anleger. Wie konnte sie ihm das antun? Wie konnte sie ihm bloß seinen Ring zurückgeben?

Weil sie ein herzloses Miststück ist.

Er öffnete die geballte Faust und sah den Diamantring auf seiner schwitzigen Handfläche liegen. Prompt schossen ihm Bruchstücke ihres sorgfältig einstudierten Monologs über ihre nicht funktionierende Beziehung durch den Kopf. Sie wollte, dass sie »befreundet« blieben. Schwachsinn. So wie sie mit Kane Moran, diesem heruntergekommenen Gauner, »befreundet« war? Vermutlich war sie gerade dabei, sich mit ihm um den Verstand zu vögeln.

Er kniff die Augen zusammen und stellte sich ihr Gesicht vor. Sie war umwerfend schön, aber das waren alle Frauen der Familie Holland.

Claire. Mein Gott. Warum?

Verdammt noch mal, er liebte sie.

Mehr als ihm klar gewesen war. Mehr als er es für möglich gehalten hätte.

Trotzdem hatte sie ihn betrogen.

Mit diesem erbärmlichen Abschaum.

Harley fluchte, als er am Bug ankam, und blickte hinauf auf die kahlen Masten, die sich in den sternenklaren Nachthimmel erhoben. Tränen brannten in seinen Augen. Was für eine Schande! Das musste am Champagner liegen. Woran sonst? Er war schließlich ein Mann, und Männer kannten keine Tränen – schon gar nicht die Söhne von Neal Taggert. Die ganz sicher nicht.

»Mist«, murmelte er und schaute nach Westen, vorbei an der Bucht auf die offene See. Er sollte abhauen. Für immer. Oder das tun, womit er gedroht hatte: dem Ganzen ein Ende machen. Einfach ins eisige Wasser springen und tief Luft holen. Das hätten sie dann davon. Er könnte sich allerdings auch einen weiteren Schluck genehmigen. Aber zuerst ... zuerst musste er diesen Ring loswerden. Mit aller Kraft holte er aus und schleuderte den ihm unerträglich gewordenen Diamanten so weit er konnte ins Meer hinaus. Dann ließ er sich erschöpft gegen die Reling sinken. »Und tschüs«, knurrte er und wollte sich gerade wieder hochrappeln, als er eher spürte statt sah, dass jemand in seiner Nähe war.

Rasch drehte er sich um, doch er war allein. Niemand war an Bord geklettert. Niemand trieb sich auf dem Anleger herum. Offenbar spielte ihm seine Fantasie einen Streich. Die heiße Sommernacht stieg ihm zu Kopf. Selbst die Brise, die vom Pazifik hereinwehte, war wärmer als sonst.

Ein weiteres Geräusch. Vom Anleger. Er spürte, wie ihm mulmig wurde, und sah sich blinzelnd um, doch keiner war auf den abgetretenen Holzplanken, die von an den Masten befestigten Lichterketten beleuchtet wurden, zu sehen. Niemand außer ihm war hier. Abgesehen von dem alten Knacker, der im Hafenbüro vor sich hin döste, und den Typen, die mehrere Boote weiter ein Eagles-Album abdudelten ... Er war einfach schreckhaft – zu viele Emotionen, zu viel Alkohol. Oder nicht genug, wie man's nahm.

Aus dem Augenwinkel bemerkte er eine Bewegung und riss den Kopf herum, doch er sah nur eine knochige Katze, die auf dem Anleger um einen Laternenpfahl strich.

Reiß dich zusammen. Du flippst ja völlig aus, Mann. Entweder du springst jetzt ins Wasser und machst deinem Leben ein Ende, oder du gehst zurück in die Kajüte und plünderst den Spirituosenschrank deines alten Herrn. Da ist noch eine Flasche Black Velvet für dich reserviert ...

Er drehte sich um und wollte gerade auf die Kajüte zuwanken, als er sie sah ... eine Frau, die flink wie ein Wiesel durch die Dunkelheit huschte. Seine Nackenhaare stellten sich auf. War Claire etwa zurückgekehrt? Konnte es sein, dass sie sich ihre herzlose Entscheidung, ihn aus ihrem Leben zu stoßen, noch einmal überlegt hatte? Nun, jetzt war es zu spät ...

Er stutzte. Irgendetwas stimmte da nicht. Sie sah anders aus als sonst. Bewegte sich anders. Oder trübte der Champagner sein Wahrnehmungsvermögen? Er blinzelte,

und die Frau verschwand. Nein, das konnte nicht sein. Er hatte sich nicht getäuscht. Hatte gespürte, wie sie ihn beobachtete – ein verstohlener Blick im Schutze der Finsternis. Wer immer sie sein mochte, sie schien daran gewöhnt, sich im Verborgenen zu halten. Eine Frau, die es liebte, herumzuschleichen und zu spionieren. Eine Frau, die nicht ganz kosher war. Eine Frau wie seine Schwester.

Er verdrängte das beklemmende Gefühl, das in ihm aufstieg, machte einen zögernden Schritt auf den Bug zu und blickte sich suchend um.

»Paige?«, rief er und hoffte, dass seine Stimme halbwegs fest klang. »Paige? Bist du das? Komm raus da –«

Etwas blitzte seitlich neben seinem Kopf auf. Harley fuhr herum und erblickte eine Hand, hoch in die Luft erhoben.

»Was zum Teufel soll das?«

»Stirb, du Scheißkerl«, knurrte eine wütende Stimme.

Er sah einen Stein, der mit voller Wucht auf ihn herabsauste.

Wumm!

Noch bevor er zur Seite springen konnte, verspürte er einen grauenhaften Schmerz im Schädel.

Weißes Licht flammte hinter seinen Augäpfeln auf.

Harley taumelte nach hinten. Blut lief ihm die Augen. Angst! Er hatte grässliche Angst. Seine Hüften prallten gegen die Reling. Er versuchte, sich zu fangen, doch der Schwung riss ihn von den Füßen. Zu spät. Harley spürte, wie er fiel ... fiel ...

Krach!

Sein Hinterkopf schlug auf dem Anleger auf.

Neuerlicher Schmerz. Grauensvoller Schmerz. Er krümmte sich. Streckte die Finger aus, tastete blind nach Halt, bekam die Seitenwand der Jacht zu fassen, doch seine Hand rutschte ab, und er tauchte ein ins eiskalte Wasser.

Du wirst sterben. Und zwar jetzt ... Kämpf, Harley, kämpf!

Er versuchte zu schreien. Salzwasser füllte seinen Mund und seine Nase. Seine Bewegungen waren langsam, unkoordiniert. *Hilfe! So hilf mir doch jemand!*, wollte er brüllen, doch natürlich ging das nicht. Das kalte dunkle Wasser konnte seinen Schmerz nicht lindern. Seine Lungen brannten. Er schlug wie wild mit den Armen, trat Wasser, doch seine vollgesogene Kleidung zog ihn unerbittlich in die Tiefe. Panisch strampelte er mit den Beinen, doch einer seiner Füße hatte sich offenbar irgendwo verhakt, ließ sich nicht mehr bewegen ... oder wurde von jemandem festgehalten, der sich unter dem Anleger versteckte. Unter Wasser. Seine Lungen schmerzten nun so sehr, dass er meinte, sie würden jeden Augenblick bersten. Endlich durchbrach er die gekräuselte Wasseroberfläche und schnappte keuchend nach Luft. *Da!* Dort stand die Frau unter der Laterne auf dem Anleger. Hatte sie ihn angegriffen?

Wieder tauchte er unter ... Wurde in die Tiefe gezogen ... Die Oberfläche war so weit weg ... Er würde sterben ...

Warum? Warum springt sie nicht zu mir ins Wasser oder alarmiert die Polizei? Warum hilft sie mir nicht? Warum will

sie mich umbringen? Lieber Gott, dann hilf du mir wenigstens! Er versuchte, wieder nach oben zu gelangen, aber das, was seinen Fuß festhielt, gab nicht nach. *Was ist das? Wieso komme ich nicht los?* Sein ganzer Körper kreischte förmlich vor Schmerz, während der Druck auf seinen Knöchel noch zunahm – als würde der Tod höchstpersönlich seine knochige Hand darum schließen.

Es blieb keine Zeit mehr. Mit letzter Kraft versuchte Harley, sich zu befreien.

Seine gepeinigten Lungen barsten. Gequält riss er den Mund auf und schnappte nach Luft. Salzwasser rann seine Kehle hinab – eiskalt und gleichzeitig brennend wie die Hölle. Ihm wurde schwarz vor Augen. Eine unheimliche, verführerische Ruhe stellte sich ein, und er hörte auf zu kämpfen. Luftblasen stiegen blubbernd an die Wasseroberfläche. Er verdrehte die Augen, sah ein letztes Mal durch den wässrigen Vorhang nach oben. Dort stand sie noch immer, die unheimliche Frau, und blickte hinunter zu ihm ins Wasser. Dann drehte sie sich um und ging langsam zurück in die Dunkelheit.

Kapitel eins

In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt.

So lautete das alte Sprichwort doch, oder? Kane war sich nicht ganz sicher, ob er es für bare Münze nehmen sollte, nicht, wenn Claire Hollands Zukunft auf dem Spiel stand, doch was zum Teufel tat das schon zur Sache? Sie hatte sich ohnehin nie wirklich etwas aus ihm gemacht. Hatte ihn stets links liegen gelassen, nur einmal nicht, da hatte sie ihre so sorgfältig errichtete Schutzwand eingerissen. Er trat auf die Bremse, stellte den Motor ab und erinnerte sich daran, dass sie verheiratet war, getrennt zwar, aber immer noch verheiratet. Claire St. John, wie sie seit der Hochzeit hieß.

Regen prasselte auf die Windschutzscheibe und rann in gezackten Bächen am Glas hinab. Kane starrte auf die Bruchbude, die er geerbt hatte – ein Blockhaus mit drei Zimmern am Ufer des Lake Arrowhead. Das Schindeldach musste dringend ausgebessert werden, zwei Fenster waren mit graffitibeschrifteten Sperrholzplatten vernagelt, Rost bildete orangefarbene Flecken auf den Dachrinnen, die von Blättern, Nadeln und Schmutz verstopft waren. Die Eingangsveranda hing durch wie der Rücken eines abgehalfterten Arbeitspferds. Holzklötze, verstümmelt von einer Kettensäge und geschwärzt von Jahren im Regen, lagen umgekippt im ungemähten Gras – Holz, das sein

Vater zu seinen landestypischen Kunstwerken verarbeitet hatte. Das Dachbodenfenster – die einzige natürliche Lichtquelle in dem beengten Raum, der ihm als Schlafzimmer gedient hatte – war zerschmettert, Scherben lagen auf dem Verandadach.

Willkommen zu Hause, dachte er säuerlich, als er aus seinem Jeep stieg, den Matchbeutel und seinen Schlafsack über die Schulter warf und sich vor einer eisigen Windböe duckte. Ein brennender Schmerz durchfuhr seine Hüfte – Überbleibsel eines verirrten Schrapnells, das er sich bei seinem letzten Einsatz in Übersee eingefangen hatte. Er zuckte zusammen und verfluchte innerlich die Tatsache, dass er immer noch ein wenig hinkte – gerade so viel, dass er aus dem Schritt kam, wenn er es eilig hatte.

Auf der Schwelle steckte er den Schlüssel in das alte Schloss, das sich mühelos aufsperrten ließ. Die Tür öffnete sich ächzend, und er trat ein. Staub und abgestandene, muffige Luft schlugen ihm entgegen, begleitet von dem dumpfen Gefühl verlorener Träume. Zum ersten Mal, seit er beschlossen hatte, diese Aufgabe anzugehen, überfielen ihn Zweifel. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, hierher zurückzukehren. Vielleicht sagte das alte Sprichwort *Schlafende Hunde sollte man nicht wecken* mehr aus, als Kane bisher gedacht hatte.

Zu spät. Er machte einen großen Schritt über einen umgedrehten Couchtisch. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, an Umkehr zu denken. Er ließ Matchbeutel und Schlafsack auf ein Sofa fallen, das in einer der

Zimmerecken stand – einstmals rosé, nun von einem schmutzigen Rosa-Grau. An mehreren Stellen schaute die Polsterung heraus. Von dem spröden Holz der mit Insektenkadavern übersäten Fensterbänke blätterte die Farbe ab, in einer der Ecken, wo sich die Deckenplatten gelöst hatten, entdeckte er ein halb verfallenes Wespennest. Die astlöchrigen Kiefernwände waren voller Schimmelpilz, der modrige Geruch zog durchs ganze Haus.

Er hatte schon an schlimmeren Orten übernachtet, in dreckigen Kaschemmen im Mittleren Osten und Bosnien, gegen die dieses alte Blockhaus ein wahrer Palast war, doch keine dieser Absteigen hatte er je sein Zuhause genannt. Nur hier wurde er sentimental, seine Seele verwundbar, in diesem heruntergekommenen Blockhaus. Hier war er von einer Mutter großgezogen worden, deren Schuhsohlen hauchdünn waren von den vielen Meilen, die sie hinter dem Tresen des Westwind Bar & Grill zurücklegte.

»Du musst für dich selbst sorgen, Liebling«, hatte sie gesagt, ihm sanft über die Schulter gestreichelt und ihm ein trauriges Lächeln zugeworfen. »Ich bin im Westwind und komme erst spät nach Hause, also sperr die Tür ab. Dein Daddy wird bald da sein.« Eine Lüge. Immer wieder dieselbe, doch er hatte sie nie in Frage gestellt. Seine Mutter gab ihm einen Kuss auf die Wange. Alice Moran hatte stets nach Rosen und Rauch gerochen, eine Mischung aus billigem Parfüm und Zigaretten. Jahrelang war die oberste Schublade ihrer Kommode voller Coupons

gewesen, die sie aus den Zigarettenpackungen ausgeschnitten, gesammelt und dazu verwendet hatte, ab und an etwas anderes als nur das Allernötigste kaufen zu können. Die meisten Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke hatte Kane der Nikotinsucht seiner Mutter zu verdanken.

Doch das war lange her. Damals war das Leben zwar bescheiden, aber einfach für einen Jungen von acht, neun Jahren gewesen. Ungefähr um die Zeit hatte Pop seinen Unfall gehabt, wodurch sich ihre ohnehin armselige Existenz dramatisch verschlechterte.

Es gab kaum einen Grund, sich näher mit der Vergangenheit zu befassen, also ignorierte Kane die rohe Wut, die in seinem Magen loderte, genau wie den Schmerz in seiner Hüfte. Er stieß auf eine vergilbte Zeitung von vor fünfzehn Jahren und fühlte sich so, wie er sich als linkischer, rebellischer Teenager gefühlt hatte – geil wie die Hölle, mit einem brennenden Durst nach Leben, dem dringenden Verlangen, etwas Besseres kennenzulernen, so gut zu sein wie die Hollands und die Taggerts, die reichsten Familien am See, die gesellschaftliche Elite sowohl von dieser kleinen Küstenstadt als auch von Portland, der größten Stadt Oregons etwa neunzig Meilen östlich.

Er hatte Claire gewollt. Sie begehrt. Mit einer Begierde, die ihm den Verstand vernebelt hatte, und einem lodernden Feuer zwischen den Beinen, wann immer er an sie dachte – an die reiche, unerreichbare Tochter von Dutch Holland.

Kane zerknüllte die alte Zeitung und dachte daran, wie viele Nächte er wach gelegen und Pläne zu dem Problem geschmiedet hatte, wie es ihm gelingen könnte, mit ihr zusammenzukommen. Keiner dieser Pläne war aufgegangen, geblieben war nur der Frust, die Enttäuschung, die ihm Schweißperlen auf die Oberlippe trieb und seinen Schwanz in die Höhe ragen ließ wie einen Fahnenmast.

Er wollte jetzt nicht an Claire denken. Sie würde die Lage doch nur komplizierter machen, und ohnehin war er ihr nie gut genug gewesen. Sie hatte damals Harley Taggert ins Visier genommen, den Sohn des größten Konkurrenten ihres Vaters. Nur einmal hatte sie eine Ausnahme gemacht. Eines wundervollen Morgens.

»Verflucht«, knurrte Kane und versuchte, das Bild zu vertreiben, das vor seinem inneren Auge aufstieg. Trotz des Regens stieß er die Fenster auf und ließ die rauhe, feuchte Brise herein, die den Geruch des Pazifischen Ozeans mit sich brachte. Vielleicht würde die kalte Luft das Gefühl von Verzweiflung und verlorenen Hoffnungen vertreiben, das wie hartnäckige Spinnweben an den verblichenen Gardinen und den wenigen verbliebenen billigen Möbeln in dieser Bruchbude haftete.

Noch einmal kehrte er zu seinem Jeep zurück, wobei er Haus- und Fliegengittertür offen stehen ließ, um Aktentasche, Handy, Laptop und eine kleine Flasche irischen Whiskey von der Lieblingsbilligmarke seines Vaters zu holen. Was für eine Ironie, dass er denselben

Fusel trank wie Pop, ein Mann, den er verabscheut hatte, doch irgendwie erschien ihm das nur passend. Hampton Moran war ein elender Scheißkerl gewesen, ein absolut gemeiner Hund, der nach seinem Unfall an den Rollstuhl gefesselt gewesen war und sich zum gewalttätigen Alkoholiker entwickelt hatte, voller Selbstmitleid und brodelndem Zorn. Schon bevor ihn der Sturz zum Krüppel gemacht hatte, hatte er zu viel getrunken und Frau und Sohn geschlagen. Nachher, als ihm nur noch Kane geblieben war, der sich um ihn kümmerte, war Pop zu der verbitterten Hülle eines Mannes mutiert, der Trost und Erleichterung nur noch bei seinem Freund Alkohol suchte. Black Velvet, wenn er ihn sich denn leisten konnte, war sein Lieblingströster geworden, Jack Daniel's ein zeitweiliger, aber treuer Begleiter. Dazwischen musste er sich mit billigem Fusel begnügen, um seine zerbrochenen Träume zu befeuern.

Kein Wunder, dass Kanes Mutter nach einer Weile das Weite gesucht hatte – ihr war kaum eine andere Wahl geblieben. Ein reicher Mann hatte sie umworben, hatte ihr ein besseres Leben versprochen, vorausgesetzt, sie kehrte Hampton und ihrem Sohn den Rücken. Der Mann hatte keine Lust gehabt, sich einen ungezügelten Jungen aufzuhalten; er hatte selbst halbwüchsige Kinder. Und eine Frau. Kane hatte nie den Namen des Mistkerls in Erfahrung gebracht, doch jeden Monat lag pünktlich eine Geldanweisung über dreihundert Dollar auf Kanes Namen im Briefkasten. Hampton, der an jenem Tag das einzige Mal

im Monat nüchtern war, wartete auf den Postboten, ließ Kane den absenderlosen Umschlag in Empfang nehmen und zwang ihn anschließend, den Scheck einzulösen. Pop war großzügig. Er gab Kane fünf Dollar, der Rest brachte ihn durch den Monat.

»Hast du schon mal was von einem Judaslohn gehört, Junge? Nun, das Geld hier stinkt – verdient von deiner Mutter, die für diesen reichen Hurensohn die Beine breit macht. Denk dran, Kane: Keine Frau ist es wert, dass du dein Herz oder dein Portemonnaie an sie verlierst. Frauen sind die Geißel der Menschheit. Huren. Isebels.« Und dann hatte er stets damit begonnen, die Bibel zu zitieren, zusammengemixte Verse, die keinerlei Sinn ergaben.

Kane dachte an den Tag, an dem seine Mutter ihn verlassen hatte. »Ich komme zurück«, hatte sie versprochen. Die Tränen strömten ihr über die Wangen, als sie ihren Sohn umarmte, sich an ihn klammerte, als wüsste sie, dass sie ihn niemals wiedersehen würde. »Ich komme zurück und nehme dich mit. Bringe dich weg von ihm.«

Pop hatte geschlafen, den Rausch der Nacht zuvor weggeschnarcht.

Kane hatte nicht einmal die Hände gehoben, um seine Mutter zu umarmen oder ihr zum Abschied zu winken. Er hatte sie nur angestarrt, als sie in die schwarze Stretchlimousine mit dem grimmig dreinblickenden Chauffeur gestiegen war, sein anklagender Blick schrie Verrat.

»Ich verspreche es, Liebling. Ich werde zurückkommen.«

Doch sie war nicht gekommen. Ihre offensichtliche Lüge war allerdings nur ein weiteres Glied der langen Kette aus Lügen und gebrochenen Versprechungen, die Kanes Leben prägten. Er hatte sie nie wiedergesehen, und er hatte sich auch nie die Mühe gemacht herauszufinden, was aus ihr geworden war. Bis jetzt.

Die Wahrheit tat weh – höllisch weh.

Er verzichtete auf ein Glas, öffnete einfach die Flasche und nahm einen großen Schluck, dann strich er mit dem Mantelärmel über die zerschrammte Tischplatte, stellte den Laptop darauf ab und setzte sich an den Tisch mit den dünnen Metallbeinen, an dem er während der ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens gegessen hatte. Ob das Elektrizitätswerk den Strom schon wieder eingeschaltet hatte? Offenbar ja, denn als er den Computer anschloss, erwachte der Monitor flackernd zum Leben.

Kane öffnete seine Aktentasche und zog einen dicken Ordner heraus, gefüllt mit Notizen, Zeitungsausschnitten und Fotos von der Familie Holland. Die Fotos breitete er wie ein Kartenspiel vor sich auf der Formica-Oberfläche aus. Das erste zeigte den Karokönig – den alten Dutch Holland, Patriarch und vielleicht bald Gouverneur von Oregon, der behauptete, ein Mann des Volkes zu sein, auch wenn er, das wusste Kane, alles andere war als das. Der Alte war verdrehter als ein Seemannsknoten.

Auf dem zweiten Bild war Dutchs Ex-Frau Dominique abgebildet, immer noch schön wie ein Model. Inzwischen lebte sie außer Landes und würde ihn, Kane, vermutlich –

gegen eine entsprechende Summe – bei seinem Anliegen unterstützen. Und dann waren da noch die beiden Hochglanzfotos von Miranda und Tessa, Dutchs anderen beiden Töchtern. Die letzte Aufnahme, ein Schnappschuss, war von Claire.

Schlimm genug, dass sie in die Sache verwickelt war, dachte er, und zwar bis über beide Ohren.

Mit zusammengebißenem Zähn nahm er die beiden Porträts von Tessa und Miranda zur Hand und betrachtete sie. Blicklos starrten die beiden Frauen zu ihm empor, zu ihren jeweiligen Posen ermutigt von irgendeinem namenlosen, aber mit Sicherheit teuren Fotografen. Kane legte die Bilder zurück auf die Tischplatte, neben die von ihren Eltern, dann nahm er sich noch einmal das Bild von Claire vor, den Schnappschuss, den er sich vor langer Zeit eingeprägt hatte. Sie saß rittlings auf einem Socken, von dem nur der Rücken und der Hals zu sehen waren. Claire blickte genau in die Kameralinse. Seine Kameralinse.

Klare Augen, gerade Nase, ausgeprägte Wangenknochen und weiche, zimtbraune Locken umrahmten ein ovales Gesicht. Gott, war sie schön! Ihr Lächeln war schüchtern und rätselhaft, naiv und heiß zugleich. Verdammt, sein Puls beschleunigte sich noch immer, wenn er an sie dachte, an das Mädchen, das alles hatte, das Mädchen, das ihm mit mitleidiger Verachtung begegnet war.

Damals. Heute würde das anders sein.

Inzwischen hatte sich das Blatt gewendet. Er war derjenige, der die Oberhand hatte. Ein Anflug von

schlechtem Gewissen machte sich bemerkbar, da er wusste, dass das, was er vorhatte, Claire einer peinlich genauen Überprüfung aussetzen würde. Ihr Leben würde von innen nach außen gestülpt werden, bis sämtliche unsauberen Machenschaften herausgeschüttelt, alle tief verborgenen Geheimnisse ans Tageslicht befördert und offengelegt wären wie die ausgebleichten Knochen eines Kadavers in der Wüste.

Pech, wenn sie das verletzen würde – so war das Leben nun mal. Voller Brüche. Manchmal war Schmerz unvermeidbar. Ein Mann war gestorben, vor Jahren in sein wässriges Grab befördert – und zwar von jemandem, der damals im Haus der Familie Holland gelebt hatte. Kane war fest entschlossen, herauszufinden, wer Harley Taggert den Schädel eingeschlagen und das Verbrechen über sechzehn Jahre verheimlicht hatte. Er hatte persönliche Gründe für seinen Rachefeldzug, Gründe, die weit über das zwingend notwendige Verdienen seines Lebensunterhalts hinausgingen, Gründe, die seine feste Überzeugung mit einschlossen, dass Harley nicht das einzige Opfer in diesem Geflecht aus Lug und Betrug war, das unter der glatten Oberfläche des Lake Arrowhead verborgen lag.

Er blätterte ein paar Seiten mit Notizen durch, dann rückte er seinen Laptop vor sich zurecht. Mit geschickten Fingern tippte er ein:

Machtkampf:

Der Mord an Harley Taggert
von

Kane Moran

Er nahm einen weiteren Schluck aus seiner Flasche und fing an zu schreiben. Auch wenn er gerade erst mit seinen Recherchen, die so diskret verstaubten Leichen im Keller der Familie Holland betreffend, begann, war ihm doch klar, dass sich Harleys Mörder am Ende vor Gericht würde verantworten müssen. Dutch Holland, der miese Kerl, hätte keine Chance mehr, Gouverneur von Oregon zu werden, und jedes einzelne Mitglied der Familie Holland, Claire eingeschlossen, würde Kane Moran hassen.

Sei's drum. Das Leben war kein Zuckerschlecken, und es war erst recht nicht fair. Er hatte diese schmerzhafteste Lektion vor Jahren gelernt, und Claire war eine seiner Lehrerinnen gewesen. Seine Bloßstellung der Hollands sollte ihm Rache und Läuterung zugleich sein.

Ein neuer Anfang.

Er setzte die Flasche ab. Der Whiskey rann brennend seine Kehle hinab in den Magen, und Kane fragte sich, warum er anstelle von Euphorie eine Art tödliche Vorahnung verspürte, als habe er unwissentlich seinen ersten Schritt Richtung Hölle getan.

»Es ist mir scheißegal, ob Sie Moran in den Hintern kriechen oder für den Rest seines Lebens mit Prozesslawinen überrollen. Finden Sie etwas, das wir gegen ihn verwenden können! Bestechen Sie ihn oder bringen Sie den dämlichen Bastard mit bloßen Händen um, aber tun Sie etwas, Murdock! Sie werden doch wohl einen

Weg finden, zum Ziel zu gelangen!« Dutch knallte den Hörer des Autotelefons auf die Gabel. »Rückgratloser Idiot«, knurrte er, dabei war Ralph Murdock, sein Anwalt und Wahlkampfleiter, einer der wenigen Menschen auf dieser Welt, dem Benedict Holland traute.

Die Zigarre zwischen die Zähne geklemmt, drückte er aufs Gas, und sein Cadillac schoss mit quietschenden Reifen vorwärts auf der schmalen Straße, die sich durch die alten Nutzholzanpflanzungen schlängelte. Der Tachometer zeigte knapp hundert Stundenkilometer. Die bemoosten Tannenstämme flogen nur so vorbei.

Wer hätte gedacht, dass der Geist von Harley Taggart gerade jetzt, an diesem kritischen Punkt seines Lebens, wiederauferstehen würde? Und für wen zum Teufel hielt sich Kane Moran, dass er glaubte, die Umstände von Harleys Tod aufklären zu können? Als Dutch ihn vor Jahren das letzte Mal gesehen hatte, war Moran ein mieser Bursche voller Komplexe gewesen, ein Raufbold, der ständig mit dem Gesetz in Konflikt geriet. Irgendwie hatte er sich durchs College gemogelt und war Journalist geworden, einer von der risikofreudigen Sorte, der beschlossen hatte, aufgrund einer Verletzung, die er sich in einem der Krisengebiete zugezogen hatte, nach Oregon zurückzukehren und ein Enthüllungsbuch über den mysteriösen Tod Harley Taggerts zu schreiben.

Als sein Wagen über die Hügelkuppe schoss, bemerkte Dutch einmal mehr, dass seine Brust plötzlich eng wurde, dasselbe altvertraute Gefühl von Panik, das ihn jedes Mal

überkam, wenn er an die Nacht zurückdachte, in der Taggert gestorben war. Tief in den entlegensten Winkeln seines Herzens vermutete er, dass eine seiner Töchter dem Jungen den Schädel eingeschlagen hatte.

Aber welche? Welche von seinen Mädchen hatte so etwas getan? Miranda, seine Erstgeborene, eine Anwältin, die für das Büro des Bezirksstaatsanwalts arbeitete, war ungeheuer ambitioniert, ihr Stolz etwas zu unbeugsam für seinen Geschmack. Die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter war nahezu unheimlich. Miranda hatte Dominiques dickes, dunkles Haar und ihre sinnlichen blauen Augen geerbt. Er hatte Bemerkungen aufgeschnappt, Miranda sei hochmütig und in ihren Adern fließe nichts als Eiswasser, dennoch glaubte Dutch nicht, dass sie kaltblütig oder dumm genug gewesen war, den Taggert-Jungen zu ermorden. Nein, dazu war sie immer schon zu selbstbeherrscht gewesen, eine Frau, die wusste, was sie vom Leben wollte.

Claire, seine Zweitgeborene, war ein stilles Mädchen gewesen, die geborene Romantikerin. Als Kind hatte sie unbeholfen gewirkt, unauffällig im Vergleich zu ihren Schwestern, doch sie hatte sich gemacht, und wie vermutet, hatte sie sich zu einer der Frauen entwickelt, die mit den Jahren immer besser aussahen. Zum Zeitpunkt von Harleys Tod war sie ein ruhiges, sportliches Mädchen gewesen, die Sandwich-Schwester, der er nie viel Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Sie hatte ihm nie irgendwelche Schwierigkeiten bereitet, abgesehen davon, dass sie sich in Harley Taggert verliebt hatte. Und dann

war da noch Tessa. Das Nesthäkchen. Die Rebellin. Es gab keinen Grund, warum sie Harley Taggert hätte tot sehen wollen. Zumindest konnte Dutch sich keinen Grund vorstellen. Und trotzdem hatte sich der Gedanke, eine der drei könnte dahinterstecken, wie ein Stein in seiner Magengrube festgesetzt.

Bis vor kurzem noch hatte Dutch sich keine grauen Haare wachsen lassen wegen Harleys Tod, doch jetzt spürte er, wie seine Finger, die fest das Lenkrad umschlossen, deswegen zu schwitzen begannen.

Nein, Claire mit ihren stets wachsam blickenden Augen und den vereinzelt Sommersprossen auf der Nase war bestimmt keine Mörderin. Ausgeschlossen. Sie war durch und durch gutmütig, konnte keiner Fliege was zuleide tun. Oder doch? Und was war mit Miranda? Vielleicht kannte er seine Älteste doch nicht so gut, wie er glaubte.

Die Sonne stand tief über den Hügeln im Westen und blendete ihn mit ihren grellen Strahlen. Dutch klappte die Sonnenblende herunter. Die Straße gabelte sich, und er hielt sich in Richtung der Kleinstadt Chinook und des alten Jagdhauses, das er einst zu einem Spottpreis gekauft hatte.

Der Cadillac geriet ins Schleudern, als er eine Kurve zu schnell nahm, doch Dutch bemerkte kaum, dass er über die Mittellinie fuhr. Ein Pick-up auf der Gegenseite drückte auf die Hupe und wich aufs Schotterbett aus, um einen Zusammenstoß zu vermeiden.

»Blödmann«, knurrte Dutch gedankenverloren. Seine jüngste Tochter Tessa war von jeher die Außenseiterin in

der Familie gewesen. Blond und blauäugig und schon mit zwölf Jahren mit einer nahezu unverschämt kurvigen Figur gesegnet, hatte Tessa einen Freifahrtschein für so gut wie alles. Während Miranda versuchte, ihm zu gefallen, und Claire sich lieber in Luft auflöste, als Aufmerksamkeit zu erregen, hatte Tessa Dutch unverfroren herausgefordert, wann immer sie konnte. Wohl wissend, dass sie sein Liebling war, hatte sie gegen alles und jeden rebelliert. Schwierigkeiten, nichts als Schwierigkeiten hatte Tessa ihm bereitet, dennoch konnte Dutch sich nicht vorstellen, dass sie einen Mord begangen hatte.

»Verdammt«, murmelte er und kaute auf dem Ende seiner Zigarre. Wenn er doch nur Söhne gezeugt hätte! Dann wäre alles anders gekommen. Ganz anders. Gott hatte ihm übel mitgespielt mit drei Töchtern!

Töchter machten einem Vater nichts als Kummer.

Unter der Krüppelkiefer, angepflanzt vor einer Ewigkeit, als er dieses Anwesen für Dominique gekauft hatte, ging er vom Gas und lenkte den Wagen auf die private Zufahrt. Damals, als er den kleinen Schössling in den Boden gesetzt hatte, war er ein liebeskranker Narr gewesen, doch die Zeit hatte ihn verändert und die Liebe so dünn werden lassen, dass sie irgendwann zerschmettert war wie Kristall, das auf einen Stein prallte.

Er schloss das Tor auf und fuhr über den rissigen Asphalt der einst so gepflegten Zufahrt. Das silbrige Wasser des Sees glitzerte verführerisch durch die Bäume. Wie sehr er diesen Ort geliebt hatte!

Nostalgie nahm schmerzlich von seinem Herzen Besitz, als er um eine letzte Kurve bog und das Haus erblickte, ein geräumiges altes Jagdhaus, das sich, umgeben von einem Eichen- und Tannenwäldchen, drei Stockwerke hoch über den See erhob.

Ein Zuhause.

Ein Ort des Triumphs und des Kammers.

In der festen Überzeugung, seine Frau würde es genauso lieben wie er, hatte er das weiträumige, baumbestandene Anwesen für Dominique erstanden, doch sie hatte das Haus, das ihr neues Heim sein sollte, vom ersten Augenblick an gehasst. Sie hatte die groben, unverkleideten Holzbalken betrachtet, einen abschätzigen Blick über das spitze Dach, die Zedernholzwände, die Bodendielen und die schrägen Decken gleiten lassen, dann hatte sie die hölzerne Treppe ins Auge gefasst, mit den Fingern über das handgeschnitzte Geländer mit den für den Nordwesten typischen Verzierungen gestrichen und die Nase gerümpft, als habe sie plötzlich einen üblen Geruch bemerkt. »Das hast du für *mich* gekauft?«, hatte sie gefragt, ungläubig und zutiefst enttäuscht. Ihre Stimme war durch das große Foyer gehalten. »Dieses ... dieses Monstrum?«

Auch Miranda, damals noch keine vier und das Ebenbild ihrer Mutter, hatte das alte Haus misstrauisch beäugt, als vermutete sie, dass jeden Augenblick irgendwelche Spukgestalten erschienen – Geister, Kobolde oder Monster.